



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Nach hundert Jahren!

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Nach hundert Jahren!

MUSEUM

Wenn wir bei jeder zweideutigen Handlung, die wir zu begehren im Begriff stehen, bedächten, welcher Schatten dadurch auf das Bild der Erinnerung geworfen würde, das wir unseren Nachkommen zu überliefern gedenken, so könnte aus solchem Bedenken manches Hemmnis unserer Thorheit hervorgehen. Besonders möchte unseren fungirenden Staatsmännern zu rathen sein, sich zuweilen in müßigen Stunden die Frage vorzulegen, was einst die Geschichte zu ihrem jetzigen Treiben sagen werde: denn ich bin überzeugt, wir würden uns dann über manche zeitwidrige Maßregel weniger zu beklagen haben.

Auf jeden Fall ist es ein unschuldiges Spiel der Phantasie, sich auf diese Art mit der Zukunft zu beschäftigen, und ich nehme mir die Erlaubniß, dieses Spiel, in Ermangelung eines besseren, ein wenig zu treiben, indem ich die hoffentlich nicht ganz unnütze Frage zu beantworten suche, wie sich wohl die Gestalten und Angelegenheiten der Gegenwart im Spiegel der Zukunft ausnehmen und was unsere Enkel und Urenkel dazu sagen werden.

Versezen wir uns demgemäß um einen Zeitraum von hundert Jahren vorwärts in die Zukunft. — Also nach einem Jahrhundert, wenn, wie zu hoffen uns freisteht, in Deutschland die Stützen gebrochen sein werden, welche man jetzt so sorgfältig dem morschen Gebäude des politischen und kirchlichen Absolutismus unterschiebt, wenn keine Kerker für die verhasste Freisinnigkeit, keine Stifte, Klöster und Klosterschulen zur Pflege der Dummheit, am wenigsten aber zudringliche jesuitische Spitzköpfe mehr sein werden, wenn der Papst mit seiner dreifachen Krone und die daran geknüpften geistliche

Knechtschaft nur noch in der Erinnerung leben wird, wenn ein rauher Schicksalsbesen, der sich immer findet, wo die Vertreter des Schicksals ihren Beruf verkennen, die letzten Reste des alten Feudalwesens mit allen Rechtsungleichheiten und den anderen Pleonasmen des jetzigen juristischen Glends weggekehrt und die Deutschen zum lebendigen Bewußtsein ihrer Nationalität getrieben haben wird; — in hundert Jahren, sage ich, oder doch in einer mehr oder weniger fernen Zukunft werden die Geschichtschreiber auch vom neunzehnten Jahrhundert, und namentlich auch von den Ereignissen der gegenwärtigen Periode sprechen und sie werden keinen Glauben finden bei ihren Zeitgenossen, weil in diesen Ereignissen sich so viel Widersprüche und Contraste, so viel Wunder vorkommen und jene Zukunft wenig Glaubensfähigkeit für das jetzt so beliebte Wunderbare haben wird. Das kann uns nicht befremden, da wir ja selbst uns bei mancher Kunde, die wir vernehmen, die Augen reiben und uns fragen müssen, ob wir wachen oder träumen? — Nun denke man sich einen nach hundert Jahren auftretenden Geschichtschreiber, der, nachdem er von der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, von den Lichtmassen, welche der Rationalismus der Kantischen Philosophie in allen Gebieten der Wissenschaft, in allen Winkeln und Ecken des socialen Lebens verbreitete, von den durch die französische Revolution in Umlauf gekommenen politischen Ideen, von dem Enthusiasmus des Befreiungskrieges 1813 und 1814, von den schönen Idealen deutscher Nationalität, die aus den ersten Verhandlungen des Wiener Congresses auftauchten, von den großen Erwartungen, welche die deutschen Völker damals an die liberalen Versprechungen ihrer dankbaren Fürsten knüpften, — ausführlich gesprochen hat, nun auf das zu reden kommt, was in den folgenden Decennien nun wirklich geschehen ist, und wie die auf feierliche Versprechungen gegründeten Hoffnungen in Erfüllung gegangen sind.

Was wird man sagen, wenn der supponirte Historiker z. B. erzählt: Seit dem Ende des zweiten Jahrzehends kam ein Censurzwang auf, der sich immer steigerte, so daß er endlich eine in Deutschland unerhörte Stärke erreichte. Die Regierungen, selbst die mächtigen und starken, erschrocken vor dem freien Worte, als wäre es ein gegen das Staatsgebäude angelegter Mauerbrecher, und häufig wurden literarische Handlanger officiell angestellt, welche in Gegenschrif-

ten die weichen Polster knechtischer Heuchelei und Schmeichelei jenen vermeintlichen Angriffen entgegenhalten mußten. — Tadel und Kritiken öffentlicher Maßregeln oder Zustände wurden um so heftiger verfolgt, je begründeter sie waren; politische Zeitschriften, die im Geruch der Freisinnigkeit waren, wurden unterdrückt und nur die farblosen konnten sich erhalten. Auch censurte Schriften wurden häufig in einem und demselben Staate confiscirt, so daß selbst die Censur keine Wahrheit und keine Schutzwehr gegen Verantwortlichkeit war. Der Buchhändler und Verfasser wurden bestraft, weil sie das Erlaubte gethan hatten.

Man hatte dabei die gute Absicht, das Böse zu hindern, welches durch eine freie Presse wohl veranlaßt werden kann; aber bei der Beurtheilung dessen, was in der Literatur gut oder schlecht, nützlich oder schädlich sei, ließen sich vielfache Verwechslungen nicht vermeiden. Wie die Polizei bei verdächtigen Personen verfährt, so durchsuchte die Censur jedes Buch mit der Präsuntion, daß es verdächtig sei und gefährliche, auf den Todtschlag der Seelen berechnete Waffen bei sich führe; bei welcher Visitation freilich oft der Mißgriff vorkam, daß man die geistigen Rüstzeuge der Wahrheit incriminirend fand, während mancher giftige Dolch, der auf die öffentliche Moral oder die geistige Freiheit gerichtet war, unbemerkt blieb, besonders wenn er unter den Blumen der Heuchelei und Schmeichelei verborgen lag. Alles, was geschrieben wurde, sollte dem im Staate eben geltenden politischen und religiösen Dogma gemäß sein, ohne zu bedenken, daß dieses Dogma doch nicht infallibel sei, und daß also die Literatur mit ihrer Kritik über denselben stehen müsse. Es kam daher ein solches Schwanken in die Censurmaßregeln, daß das, was heute als Preßvergehen galt, morgen erlaubt war und umgekehrt.

„Das ist kaum zu glauben,“ werden unsere Nachkommen sagen. „Sollten die damaligen erleuchteten Staatsmänner nicht gewußt haben, daß die Censur von dem verworfensten der Päpste, Alexander VI., eingeführt und von dem leichtsinnigsten, Leo X., ausgebildet worden ist? Sollte ihnen unbekannt gewesen sein, daß in den Ländern, auf welchen das geistige Joch der Censur am drückendsten lastete, z. B. in Italien, Spanien und Portugal der meiste Aberglaube und das wenigste Volksglück zu finden ist; daß die Regierungen daselbst am schwächsten und keineswegs gegen Revolutionen gesichert waren. Soll-

ten sie nicht daran gedacht haben, daß alle finsternen Tyrannen, alle Lichtfeinde und Sklavenseelen geborene Freunde und Gönner, der ganze Schwarm der Jesuiten, Fanatiker und Ketzerrichter die stets gerüsteten Vertheidiger der Censur, — dagegen die besten Fürsten und Staatsmänner die entschiedensten Freunde der Publicität gewesen sind, und daß also die Censur niemals die öffentliche Meinung für sich haben wird? —

Das mögen sie allerdings gewußt haben; aber der Gedanke überwog, durch Präventivmaßregeln das Unheil zu hindern, welches in Folge einer freien Presse möglicher Weise wohl eintreten könnte. Diese Absicht war allerdings sehr löblich; aber man bedachte nicht, daß es Mittel gibt, die schlimmer sind, als die Krankheit, und daß es ein bedenkliches Verfahren ist, die muthwilligen Seitensprünge der Literatur dadurch unmöglich zu machen, daß man ihr die Sehnen verschneidet. Daß übrigens die Censur in Deutschland nicht von so traurigen Resultaten begleitet war, als in anderen Ländern, verdankte man seiner Verfassung. Der Mangel an Einheit und Centralisation hatte wenigstens das Gute, daß die Schreibefreiheit immer irgend einen Schlupfwinkel gegen die Verfolgungen der Censur und Polizei finden konnte.

Man that überhaupt im 19. Jahrhundert gar Vieles aus Furcht vor einer revolutionären Volksherrschaft, was wohl revolutionäre Gelüste hätte erregen können, wenn die Deutschen die geringste Anlage dazu gehabt hätten. Die constitutionellen Verfassungen, welche bald nach dem Wiener Congresse hier und da eingeführt wurden, waren den Liebhabern des Absolutismus ein Dorn im Auge, und die Gewalthaber thaten ihr Möglichstes, um sie zu einer leeren Form herabzuwürdigen. Die ehrwürdigen Amphiktionen zu Frankfurt schienen selbst gegen diese Verfassungen eingenommen zu sein und ließen es geschehen, wenn von Seiten der Fürsten Angriffe auf dieselben erfolgten, die, von einer Privatperson unternommen, als Hochverrath bestraft worden wären. Die Begründer und Vertheidiger dieser Palladien der politischen Freiheit, wurden häufig verfolgt, in Anklagestand versetzt und als politische Verbrecher zum Kerker verurtheilt. Sieben Professoren zu Göttingen, die ihre patriotische Ueberzeugung nicht unterthänigst abschwören wollten, wurden aus ihrer Stellung vertrieben, und ein preussischer Minister machte es der Stadt Elbing zum Vor-

wurde der Illegalität, daß sie einige Theilnahme an dem Geschick dieser edeln Männer gezeigt hatte. — Man witterte in jener Zeit überall Demagogen und politische Himmelsstürmer, und an die Stelle der ehemaligen Herenprocesse traten die politischen Processe. Wie man sonst eine Here an rothen Augen erkannte, so glaubte man einen Demagogen oder Revolutionär an einem freien Blick, der, die gleisnerische Oberfläche durchdringend, auf den Grund der Wahrheit hinschaute, und an seiner freien Sprache zu erkennen, und die Liste der Verdächtigen wurde sogleich mit einem neuen Exemplare vermehrt. In dem dritten Jahrzehend des 19. Jahrhunderts bestand in Deutschland eine Centralcommission, welche die politischen Vergehen von 1800—2000 Angeschuldigten ermitteln und bestrafen sollte. Unsäglicher Jammer wurde durch diese Maßregel in vielen achtbaren Familien verbreitet und gar manches Lebensglück, manches herrliche Talent ging unter im Dunkel der Kerker Nacht.

Um die wirklichen oder vermeintlichen politischen Verbrecher der Willkür der Regierungen nicht zu entziehen, wurde nicht mehr verstatet, auf auswärtigen Universitäten über ihre Vergehen erkennen zu lassen; dafür wurden sie Richtern übergeben, die von vornherein von ihrer Schuld überzeugt waren und einen Ehrenpunkt darein setzten, sie durch Qualen aller Art zum Geständnisse zu bringen.

„Unglaublich, wird man sagen; die Folter war ja damals schon längst abgeschafft.“ —

Allerdings, fährt nach unserer Voraussetzung der Referent fort; die Folter war mit den Kegergerichten und Herenprocessen abgeschafft, an deren Stelle traten aber die Tendenzprocesse mit ihrer moralischen Inquisitionstortur und der physischen Kerkerfolter. Ein solcher Proceß machte gegen die Mitte des Jahrhunderts fast in ganz Europa und selbst in Amerika Aufsehen, nämlich der gegen einen Mann der sich um das constitutionelle Leben seines Vaterlandes große Verdienste erworben, aber eben dadurch und durch seine rücksichtslose Offenheit bei seiner Regierung verhaßt gemacht hatte. Deshalb wurde er auf den Grunde einer unterlassenen Denunciation angeklagt und vorläufig in den Kerker geworfen, bis man nach fünf Jahren in den Aussagen von Verbrechern und Schurken, die man durch Geld und Straßlosigkeit zu Zeugen erkaufte, seine Schuld bewiesen zu haben glaubte. Mit diesem im Zusammen-

hang stand ein gleichzeitiger Proceß in einem anderen Lande. Aus dem schauderhaften Inquisitionsdunkel dieses Processus gingen Resultate hervor, die sich im Licht des 19. Jahrhunderts wunderbar ausnahmen und Entsetzen erregten; nämlich der schaudervolle Tod des einen Inquisten, der Wahnsinn des zweiten und der zerrüttete Gesundheitszustand Anderer. Dabei kam ein von Oben geleitetes Spionirsystem an den Tag, das an Niederträchtigkeit seines Gleichen suchte.

„Aber waren denn die damaligen Gerichte so grausam?“
 „Ach nein; der Fehler lag in dem geheimen Inquisitionsverfahren; und gegen politische Verbrecher, diese entsetzlichen Ungeheuer, glaubte man schon weniger Rücksicht nöthig zu haben, als gegen Andere, die mitunter recht liberal behandelt wurden. So sprach z. B. ein deutsches Oberappellationsgericht einen Mörder, der seinem Opfer einen Schlag und dann einen tödlichen Schnitt in die Kehle beigebracht hatte, frei, weil ja der Schlag vielleicht nicht tödlich gewesen sei, der Schnitt aber, vielleicht an einer Leiche verübt, keine Absicht zu tödten voraussetze. — Wäre der Kerl ein politischer Verbrecher gewesen, der nur von der Möglichkeit gesprochen hätte, dem Despotismus einen Schlag zu versetzen oder einen Schnitt beizubringen, er wäre vielleicht so gut nicht weggekommen.“

„Aber waren denn die Blicke, die man seit Voltaire's Schrift über den an Calas begangenen Justizmord in die schaudervollen Abgründe der geheimen Criminaljustiz gethan, nicht abschreckend genug gewesen, um dieses Verfahren zu verlassen und an die Stelle der geheimen Inquisition Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens zu setzen?“

Die deutschen Beamten waren damals noch durch jahrhundertlange Observanz so sehr an das Geheime gewohnt, daß sie bei der bloßen Vorstellung von Oeffentlichkeit und Mündlichkeit wie vor einem Gespenste erschrocken und den Untergang alles Rechts und aller Gerechtigkeit darin sahen, wenn das ungewaschene Maul des Volks in einer Jury sich öffnen und ein Urtheil aussprechen sollte. Man fürchtete damals die Publicität in jeder Beziehung, und viele Beamte, die Nichts weniger als Volksfreunde waren, mochten auch wohl Ursache haben, sie zu fürchten.

„Aber viele der damaligen Regenten waren doch durch ihre Volksfreundlichkeit bekannt und liebten ihre Unterthanen wie ein Vater seine Kinder.“

Das war eben das Unglück. Der Grund gar vieler beschränkenden Maßregeln lag in der übergroßen Sorgfalt der damaligen Regierungen für ihre Unterthanen, die man wie unmündige Kinder hegte und pflegte und, damit sie nicht straucheln und fallen möchten, überall mit den Leitbändern büreaukratischer Formen gängete und durch eine hunderttägige Gouvernante, Polizei genannt, beaufsichtigte. Wie Eltern und Erzieher in Ansehung der Nahrung eines Kindes sehr strenge sind, so machten sich die deutschen Regierungen eine gleiche Strenge in Bezug auf die geistige Nahrung ihrer Landeskin- der zur Pflicht und suchten Alles zu entfernen, was böse Säfte ma- chen konnte oder schwer verdaulich schien. Diese abgemessene geistige Diät hielt man besonders für nothwendig wegen der krankhaften Zu- stände der Zeit, von welchen man überall Symptome zu sehen glaubte. Man fürchtete überall die Fortschritte einer bösen Influenza, mit de- ren Gift die politische Atmosphäre geschwängert sein sollte. Deswe- gen errichtete man häufig Cordons und Schlagbäume und verordnete Grenz-, Thor- und Mundsperrn gegen das Einathmen der bösen Luft. Ein wallachischer Bosar *) war nach Deutschland gekommen und hatte die Entdeckung gemacht, daß die deutschen Universitäten, diese alten besetzten Colonialstädte der Reformation, die Laboratorien wären, wo eine revolutionäre Knallluft bereitet würde; und er grün- dete darauf eine incriminirende Denunciation dieser Anstalten, die auch wirklich bei den hohen Curatoren derselben Eingang fand. Er- schrocken über diese unerwartete Entdeckung, beeilte man sich dem wilden, ungezähmten, akademischen Pegasus einen tüchtigen Kappzaum anzulegen, damit er ablasse von seinen bedenklichen Sprüngen. Frei- sinnige Lehrer wurden entfernt oder doch in ihren Vorträgen beschränkt und beaufsichtigt. Der geistige Vorkämpfer in dem deutschen Be- freiungskriege, Arndt, mußte verstummen, der Historiker Luden durfte keine Politik, der Philosoph Fries keine Philosophie vortragen. So ging die einzige Freiheit, welche seit Jahrhunderten in Deutschland

*) Stourdzja.

gewaltet und ungestört ihr Wesen getrieben hatte, die Lehrfreiheit der Universitäten verloren, oder wurde doch unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Die Furcht vor der erwähnten revolutionären Influenza schien diese Maßregeln zu rechtfertigen. Auch die erste Einrichtung der Censur sollte weiter Nichts sein als ein vorübergehendes Präservativ gegen die Ansteckung dieser Seuche. Aber wie sich der Kranke in der Einbildung an bittere Arzneien und ängstliche Diät gewöhnt, so gewöhnten sich auch die Deutschen an die eingeführten Vorsichtsmaßregeln und Beschränkungen und glaubten sie nicht entbehren zu können, auch nachdem die politische Cholera, die ohnehin mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit bestand, vorüber war. —

Die Beschränkungen der verschiedenen Freiheiten auf, welche ein tüchtiges selbständiges Staatsleben Anspruch macht, dauerten nicht allein fort, sondern wurden immer vermehrt. Ein Verbot folgte dem andern, aus keinem andern Grunde, als weil auch die besten Dinge gemißbraucht werden können. Die Furcht vor Volksaufregung war zur fixen Idee geworden und es schien fast, als wenn man sich gar keinen andern Grund von Unzufriedenheit und Aufregung hätte denken können als das freie Wort. Selbst was der Hunger in seiner verzweiflungsvollen Aufregung that, schob man der freien Presse in die Schuhe. Die Besprechung bedenklicher Zustände wurde für gefährlich gehalten, deshalb waren die ideenreichsten Gelehrten, Schriftsteller und Dichter, welche Zeitinteressen zur Sprache brachten, schon als solche verdächtig und mußten gewärtig sein, daß ihnen bei jedem starken Worte, das sie aussprachen, ein polizeilicher Spürhund in die Beine fahre. Jeder harmlose Scherz wurde von den Gewaltthabern höchst ungnädig aufgenommen; der Witz hatte sein altes Privilegium, die Wahrheit lachend zu sagen (*ridendo dicere verum*) verloren, und der uncontrolirte Verkehr mit attischem Salze war so wenig gestattet, als der mit gewöhnlichem Kochsalze. Lustige Rätke gab es wohl noch, aber nur solche, über deren Rathlosigkeit man sich lustig machte, nicht solche, welche in Fürstensälen die bittere Wahrheit mit lustigen Späßen verführten. Durften doch selbst die Wissenschaften nicht immer die Wahrheit frei heraus sagen. Die höhern Lehranstalten erhielten Muster und Schablonen, nach welchen die philosophischen, theologischen und politischen Wahrheiten zugeschnitten sein sollten.

Auch der Geschichte waren in vieler Beziehung bei ihrem Vortrage die Hände gebunden und der Mund geschlossen. Die Historiker erhielten in manchen Staaten die Verwarnung, nichts Nachtheiliges von den hohen Vorfahren der Regenten-Familie und von den mit ihr befreundeten auswärtigen Höfen zu berichten, denn solche Berichte gehörten in die Kategorie der Majestätsbeleidigung. Auf hohen Befehl wurde in manchen katholischen Schulen aus den Lehrbüchern der Geschichte die ganze Reformationszeit, als unberechtigt zu einer geschichtlichen Stellung, verbannt und Alles, was dem Romanismus nicht anständig war, durch dicke Censurstriche getilgt; was freilich bequemer war, als unbestreitbare Thatsachen widerlegen. Ueberhaupt sollte die Geschichte ihre Lehren nach dem in jedem Staate herrschenden theologischen und politischen Dogma einrichten.

„Credat Judaeus Apella“, wird die Nachwelt sagen. „Es ist nicht möglich, daß die Gewaltthaber des 19. Jahrhunderts, deren Weisheit man doch in anderer Beziehung rühmt, sich durch solche Maßregeln zugleich verhaßt und lächerlich sollten gemacht haben. Wußten sie nicht, daß die Weltgeschichte das Weltgericht ist? Welcher Thor wird diesem furchtbaren Gerichte die Sentenz vorschreiben wollen, die es aussprechen soll? — Müßte er nicht fürchten, zur Strafe dieses Frevels von den Donnern dieses Urtheilspruchs zermalmt zu werden? Und überhaupt, wie konnten denn die damaligen klugen Staatslenker, die doch über die ganze Staatsgewalt zu gebieten hatten, um Ruhe und Ordnung im Lande zu erhalten, zu so kleinlichen Maßregeln ihre Zuflucht nehmen, um Friedensstörungen zu vermeiden, die ohnehin nicht zu besorgen waren?“ —

Wie gesagt, die Furcht vor Ruhestörungen und Volksaufregungen war zur fixen Idee geworden, deswegen zitterte man vor jeder freien Bewegung des Volks und suchte es in Unmündigkeit zu erhalten, um es gleichsam am Bändchen zu führen und nach Belieben leiten zu können. Die guten deutschen Fürsten thaten das Alles aber aus wahrer Sorgfalt für das Wohl ihres Volkes, das sie väterlich liebten. Demnach war die Liebe eigentlich an allen jenen scheinbar despotischen Maßregeln Schuld.

„Aber“, werden unsere Enkel sagen, „haben denn die damaligen Gewaltthaber nicht bedacht, daß durch diese Staatspädagogik die Selbständigkeit und Selbstthätigkeit des Volkes gründlich zerstört und

Grenzboten 1844. II.

so die feste Grundlage des Staats, die allein in der Volksstärke liegt, aufgelockert und geschwächt werden muß? Hatte sich der mächtige Keil der Volksstärke in diesem Jahrhunderte nicht herrlich bewährt, indem dadurch die Phalangen der französischen Eroberungsmacht gespalten und auseinandergetrieben wurden? Glaubt man, diesen Keil in Friedenszeiten ungestraft zersplittern zu können, um Schulbafel — oder vielleicht Ladestöcke daraus zu machen, die sich bloß nach Commando bewegen? — Welcher Familienvater wird denn immer die Ruthe zu brauchen wünschen und dadurch am besten für seine Wirthschaft zu sorgen glauben, wenn er seine Söhne in steter Unmündigkeit, Schwäche und Unwissenheit erhält und so niemals die Bürde der Erziehung abwirft? — Und wußte man denn damals nicht, daß selbst Kinder nicht am besten durch ewige Verbote und Beschränkungen erzogen werden, daß ein Verbot, dessen Nützlichkeit nicht in die Augen springt, nur zur Uebertretung reizt, besonders wenn die verbotene Sache an sich gut ist und nur durch Mißbrauch verderblich werden kann? — Oder, sollte man mit versteckter Schlaueit den Reiz des Verbots absichtlich zu dem geheimen Zwecke benutzt haben, die verbotenen Dinge — die verschiedenen Sorten von Freiheit, dem Volke recht theuer und werth zu machen und zur heimlichen Verbreitung zu reizen? — Diese Hypothese erklärt vielleicht die Unbegreiflichkeit jener Maßregeln; sonst wußte man damals gewiß eben so gut wie jetzt, daß, wenn der Gehorsam durch tausend unnütze Verordnungen erschwert wird, man sich genöthigt sieht, die Strafe des Ungehorsams durch abermal tausend Gesetze zu schärfen und daß dadurch eine tumultuarische Gesetzgebung entsteht, die wie alles Tumultuarische zu nichts Gutem führt.“ —

Wahrscheinlicher ist eine andere Hypothese. Es war damals eine gewisse Heilmethode beliebt, die man die homöopathische nannte und deren Princip darin bestand, das Aehnliche durch Aehnliches zu curiren. Vielleicht befolgte man damals diesen Grundsatz in der Staatsheilkunde, indem man die Unzufriedenheit über politische Beschränkungen durch noch engere Beschränkungen zu beseitigen suchte.

„Aber wenn die damaligen Staatsärzte nach dieser Analogie verfahren, so hätten sie der homöopathischen Methode gemäß, ihre Gaben nicht so stark wählen, sondern mehr verdünnen sollen. Man kann allerdings die Symptome einer Krankheit durch Gewaltmittel

zurückdrängen, einen Hautausschlag auf die innern edlern Theile des Organismus treiben; aber es fragt sich, ob auf diese Art der Zustand des Kranken verbessert oder verschlimmert wird; ob es wohlgethan ist, einen Organismus zu zwingen, das Gift in sich zu verschließen, welches er auszuwerfen im Begriffe war. Am wenigsten aber wird ein Kranker gesund, wenn man ihm verbietet, eine Klage auszusprechen; und der politische Hypochonder, der sich in einer Nation zeigt, kann nicht dadurch beseitigt werden, daß man ihm die freie Bewegung in der frischen Luft der Doffentlichkeit verbietet und dafür ruhiges Stillsitzen in der dumpfen Stubenluft egoistischer Theilnahmlosigkeit empfiehlt.

Die Gewalt kann einen unzufriedenen, unruhigen Menschen leicht niederwerfen und ihn zwingen, im Staube zu kriechen wie die Schlangen; aber dann muß man auch gewärtig sein, daß er das Gift der Schlangen annehme und seine Gelegenheit absehe, seinen Dränger in die Ferse zu stechen. — Daß die Liebhaber fortgesetzter Beschränkungen für das Volksleben diese Wahrheiten im 19. Jahrhundert nicht eingesehen haben sollten, ist kaum glaublich."

Das waren indeß nicht die einzigen Inconsequenzen, die zu jener Zeit vorkamen. — —

Doch, um nicht meine Leser zu ermüden, sei die Fortsetzung, — die unglaublichen Dinge, die sich in der Kirche, im theologischen und philosophischen Gebiete zugetragen haben, einem späteren Artikel vorbehalten.